

dtv

Dieses Buch hat eine der außergewöhnlichsten Publikationsgeschichten seit je: Heinrich Gerlach, als deutscher Offizier in der Schlacht um Stalingrad schwer verwundet, begann in sowjetischer Gefangenschaft einen Roman zu schreiben, der das Grauen von Stalingrad, die Sinnlosigkeit des Krieges, vor allem aber die seelische Wandlung eines deutschen Soldaten unter dem Eindruck des Erlebten ungeschminkt darstellt.

Gerlach rettete sein Manuskript durch viele Arbeitslager. 1949 aber entdeckte und beschlagnahmte der russische Geheimdienst den voluminösen Roman. Erst im Frühjahr 1950 war Gerlach wieder zurück in Deutschland – ohne den Roman. Sämtliche Versuche, ihn aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren, scheiterten – bis Gerlach auf eine ungewöhnliche Idee kam. Unter Hypnose konnte er Teile des Buches wieder erinnern. 1957, mehr als ein Jahrzehnt nach seiner Gefangennahme, erschien das Buch unter dem Titel *Die verratene Armee* – und wurde zum Bestseller. Die Urfassung liegt nun erstmals im Taschenbuch vor.

Heinrich Gerlach (1908–1991) war während des Zweiten Weltkriegs als Offizier in Stalingrad. Nach seiner Gefangennahme wurde er Mitglied des Bundes Deutscher Offiziere und des Nationalkomitees Freies Deutschland. 1950 kam er nach Deutschland zurück und war als Gymnasiallehrer in Norddeutschland tätig. 1957 erschien sein Bestseller *Die verratene Armee*, dessen Urfassung *Durchbruch bei Stalingrad* ist, 1966 folgten seine Erinnerungen an die Zeit der Kriegsgefangenschaft *Odysee in Rot*.

Carsten Gansel, Jahrgang 1955, ist Professor für Neuere Deutsche Literatur und Mediendidaktik an der Universität Gießen. Er ist u. a. Mitglied des P. E. N. Zentrums Deutschland und Vorsitzender der Jury zur Verleihung des Uwe-Johnson-Preises. Er ist Autor zahlreicher Bücher zur Literatur des 18.–21. Jahrhunderts, u. a. über Hans Fallada, Christa Wolf und Johannes R. Becher.

Heinrich Gerlach

Durchbruch bei Stalingrad

Roman

Herausgegeben, mit einem Nachwort
und dokumentarischem Material versehen
von Carsten Gansel

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2016 Verlag Galiani Berlin bei
Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln.
Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von
Manja Helepap und Lisa Neuhalfen, Berlin
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14600-5

Mortuis
et
Vivis

Den Toten,
den
Lebenden.

Inhalt

ERSTER TEIL: WETTERLEUCHTEN

I. Heim ins Reich?	11
II. Unwetter am Don	36
III. Rückzug – nach Osten!	64
IV. In der Falle	91

ZWEITER TEIL: ZWISCHEN NACHT UND MORGEN

I. Der Manstein kommt!	117
II. Hungersorgen und mancherlei Moral.	147
III. Schwarze Weihnacht	181
IV. Erste Konturen im Nebel	220
V. Die Knochenstraße.	239
VI. Gibt es wirklich keinen Ausweg?	256

DRITTER TEIL: AM KREUZ DER ERKENNTNIS

I. Der Stab ist gebrochen	283
II. Was haben sie aus uns gemacht!	321
III. Schuldig vor seinem Volk	365
IV. Grauen um Gumrak	389
V. Zurück führt kein Weg mehr	409
VI. Stirb – und werde!	433
VII. Die Götter stürzen.	487

SCHLUSSRECHNUNG	513
---------------------------	-----

Nachwort	515
--------------------	-----

Anhang	517
------------------	-----

**ERSTER TEIL:
WETTERLEUCHTEN**

I. Kapitel: Heim ins Reich?

In die Steppe zwischen Wolga und Don hatte der Winter seine Spähtrupps vorausgesandt. Die ungewöhnliche Wärme der ersten Novembertage war um den 6. herum einem schneelosen Frost gewichen, der den Schlamm der endlosen Wege in Asphalt verwandelt hatte. Auf dieser erfreulichen Glätte sprang munter ein kleiner grauer Kraftwagen dahin. Er kam von der großen Schlucht im Süden, in die sich die deutschen Stäbe und Trosse vergraben hatten, und strebte in Richtung auf den Bahnhof Kotlubanj vorwärts. Der Fahrer, der aus winterlicher Vermummung mit zwei pfiffigen Augen und einer geröteten Stupsnase in die Welt blickte, ließ dem kleinen Gefährt alle Freiheiten. Gelegentlich nahm er sogar, obwohl die vereiste Scheibe die Sicht beschränkte, die Hände vom Lenker, um schnell einmal die schilfleinenen Fausthandschuhe abzustreifen und die verklamten Finger zu reiben. Wer im Frieden als Überlandfahrer Mammuts von sechs und acht Tonnen gebändigt hatte, konnte sich das mit so einem Volkswagen-Küken schon erlauben.

Auch dem Offizier neben dem Führersitz machte die Kälte zu schaffen, trotz des gefütterten Übermantels und zweier Decken. Seine Füße trommelten in wechselnden Rhythmen gegeneinander, auf den Boden oder an die blechnen Wände.

»Unverschämt kalt!« brummte er zwischen den Zähnen, die an einer Zigarre kauten. »Kaputtgefrieren kann man in dieser Blechkiste.« »Das macht der Heckmotor, Herr Oberleutnant«, ließ sich der Fahrer durch seine Wolle hindurch vernehmen. »Die Zivilausführung ist besser. Die wird mit den Abgasen geheizt.« »Schwacher Trost, mein Lieber«, lacht der andere. »Na, stecken Sie sich mal hier den Nasenwärmer an! Dessen Abgase sind auch nicht zu verachten.« Er hatte aus den Tiefen seiner Umhüllungen eine Zigarre hervorgefingert und schob sie seinem Nachbarn unter den Kopfschützer.

»Übrigens wollen wir nicht undankbar sein. Ich weiß jedenfalls nicht, wie ich durch den Morast der Ukraine und die Kalmückenwüste durchgerutscht wäre ohne diesen freundlichen Kasten. Daß wir ihn noch mal im russischen Winter brauchen würden, daran haben seine Väter freilich nicht gedacht.«

»Wir ja eigentlich auch nicht, Herr Oberleutnant – Und das ist nun schon der zweite Winter.«

»Und hoffentlich der letzte, Lakosch! Einmal muß ja auch dem Iwan die Puste ausgehen.«

Der Fahrer Lakosch zog bedächtig an der Zigarre und schielte mit Nase und Augen zu dem Offizier hinüber. Er nahm Witterung. Oberleutnant Breuer, Reservist, vor wenigen Wochen erst als Chef der Abteilung Ic (Sprich »Eins c«!) zum Divisionsstab gekommen, war umgänglicher als der frühere »Ic«, ein aktiver Hauptmann, der streng auf Abstand hielt. Trotzdem war Vorsicht geboten, man kannte sich noch zu wenig. Das Ergebnis befriedigte ihn, es lag Angenehmes in der Luft. So ließ er denn die Frage los, die ihm schon einige Tage auf der Seele brannte:

»Stimmt das eigentlich, Herr Oberleutnant, daß die Division jetzt in Ruhe kommt?«

Wenn man tagtäglich in demselben Wagen durch die Tüken feindlichen Landes stolpert, dasselbe dreckige Bunkerloch teilt und aus demselben Kochgeschirr ißt, dann bleibt da nicht mehr viel Raum für Geheimnisse, mögen sie auch noch so dienstlich abgestempelt sein. Der Offizier betrachtete Lakosch eine Weile aus den Augenwinkeln, dann lachte er.

»Haben Sie schon wieder etwas läuten hören, Sie Schlauberger? Ja, es stimmt. Wenn wir unseren neuen Auftrag da oben im Donbogen ausgeführt haben, geht es nach Millerowo in die Winterquartiere. Aber quatschen Sie vorläufig nicht darüber!«

»Dann wird es ja wohl auch mal wieder Urlaub geben?« Breuer zog seinen Schal fester um den Hals und schwieg. Urlaub... Seit über einem Jahr hatte er Frau und Kinder nicht mehr gesehen. Von dem Feldlazarett, in dem er sich über sechs Wochen lang von einer Ruhr gesundgehungert hatte, war ein Erholungsurlaub dringend empfohlen worden.

»Geht nicht, Breuer!« hatte der General gesagt. »Wir brauchen jetzt jeden, vielleicht zu Weihnachten. Legen Sie sich in Ihren Bunker und schonen Sie sich!«

Als ob man sich vor Stalingrad schonen konnte! In langwierigen und verlustreichen Kämpfen hatten die beiden Grenadierregimenter endlich das Traktorenwerk genommen und waren bis dicht an die Wolga vorgestoßen. Jetzt lagen die Kompanien, durchweg nur noch acht bis fünfzehn Mann stark und fast alle ihrer Offiziere beraubt, in dünner Linie am oberen Rande des Steilufers. Verlaust und verdreckt, frierend und zu Tode erschöpft, schon seit Wochen ohne Ablösung. Dem Geschoßregen der russischen Artillerie und Granatwerfer preisgegeben. Und die schlecht ausgebildeten Leute des spärlichen Ersatzes wurden von den Scharfschützen abgeknipst wie die Fliegen. Unten im Steilhang aber saßen die Russen fest wie die Kletten und konnten selbst durch »Stukas« nicht von dort vertrieben werden. Allnächtlich bekamen sie Zuzug über den Fluß und machten ständig Gegenstöße, die der verkrüppelten Division neue Verluste brachten. Wie hatte noch Hitler gesagt? »Ich kämpfe in Stalingrad nur noch mit Spähtrupps!« Ja, Spähtrupps – das war alles, was noch übrig geblieben war. Schonen Sie sich! Ja – Tagsüber in der Wolgastadt, die unter dem Hagel der Bomben und Salvengeschütze unaufhaltsam in Trümmer sank, bei den Gefangenensammelstellen hinter der Front, bei Regiments- und Bataillonsstäben, die in irgendwelchen Kellern ein lichtscheues Dasein fristeten. Nur die Bombennächte in dem Erdloch bei Gorodischtsche... Nun, das war jetzt vorbei. Die Division wurde herausgezogen. Panzerregiment, Artillerie und andere Teile waren bereits im Abrollen, die Grenadierregimenter sollten demnächst folgen. In die Winterquartiere! Und dann vielleicht hatte es Sinn, an Weihnachtsurlaub zu denken.

Allerdings war da noch dieser neue Auftrag im Donbogen... Eine kurzfristige Sache, so hieß es. Nun, er würde in Kürze Näheres darüber erfahren. Ein scharfer Bremsruck riß Breuer aus seinen Gedanken. Lakosch öffnete die Seitentür und sah hinaus.

»Eine Wegekreuzung!« stellte er fest. »Fahren wir geradeaus?«

»Ich glaube, wir müssen hier schon nach links ab. Warten Sie einen Augenblick und reiben Sie die Scheibe inzwischen mit Kraftstoff ab, damit man endlich mal was sehen kann!«

Der Oberleutnant kletterte aus dem Wagen, schüttelte und streckte ein paar Mal die durchgefrorenen Beine und lief dann zu dem verwitterten Wegweiser. Auf dem nach Westen zeigenden Schild entzifferte er mit Mühe die russischen Buchstaben: Wertjatschij.

»Nach links!« rief er dem Fahrer zu. »Noch 25 km bis zum Don!«

Die ausgefahrene Rollbahn nach Wertjatschij war glatt wie eine Autostraße und fast ohne Verkehr. Wie ein Pfeil flog der kleine Wagen gen Westen dahin, fort von der Wolga und von Stalingrad, dem Don entgegen.

»Sie haben es wohl mächtig eilig, hier wegzukommen, was?« meinte Breuer gemütlich.

»Ach, Herr Oberleutnant, dieses verfluchte Stalingrad!«

»Nun, nun, Lakosch! Wir wollen froh sein, daß wir in der Stadt sitzen. Und hoffentlich bleiben wir drin! Ihr Besitz kann den Krieg entscheiden. Da darf man nach den Opfern nicht fragen, und vor allem nicht nach den persönlichen.«

Lakosch hatte dazu seine eigenen Gedanken. Auch Breuer schwieg wieder. Nach dem sturen Einerlei der letzten Tage und Wochen war er heute durch die plötzliche Abreise zutiefst aufgewühlt und kam von seinen Gedanken nicht los. Er empfand, daß seine letzten Worte nicht ganz ehrlich gewesen waren. Hatte nicht auch er immer häufiger den Wunsch gehabt, einmal von Stalingrad wegzukommen? Dachte auch er nicht viel mehr an Urlaub, an Frau und Kinder daheim als an die armen Kerle vorn an der Wolga? Wie egoistisch war man doch geworden in diesen drei Kriegsjahren! Regungen des »inneren Schweinehundes«, gegen die man nur mit äußerster Energie ankämpfen konnte. Breuer fühlte sich verpflichtet, Ekel zu empfinden, gleichwohl wurde er ein Gefühl der Befreiung nicht los. Gewiß, Stalingrad mußte gehalten werden und würde gehalten wer-

den. Die Worte Hitlers aus der Rede zur Eröffnung des vierten Kriegs-Winterhilfswerks, die er im Lazarett am Lautsprecher gehört hatte, klangen ihm heute noch in den Ohren.

»Die Wolga ist abgeschnitten. Jetzt ist es insbesondere die Inbesitznahme Stalingrads, die abgeschlossen werden wird... Und Sie dürfen der Überzeugung sein, daß uns kein Mensch mehr von dieser Stelle wegbringen wird.«

Die Verwundeten, die damals in dem überfüllten Vorraum herumhockten oder dicht nebeneinander auf dem Boden lagen, hatten dazu geschwiegen und mit glanzlosen Augen ins Leere gestarrt. Gewiß mochten sie alle die militärische Notwendigkeit des Kampfes um Stalingrad anerkennen. Aber die erdrückende Schwere des Ringens lastete auf ihnen, und in allen war wohl das Gefühl wach, daß sie jetzt genug geopfert hätten für diesen elenden Trümmerhaufen an der Wolga, daß jetzt einmal andere hier kämpfen sollten. Und dieses Gefühl ließ sie schweigen – Ja, auch die eigene Division hatte genug Opfer gebracht. Die Ablösung war verdient. Man durfte sich darüber freuen!

»Da ist er!«

Der Oberleutnant fährt auf.

»Wer, was?«

»Dort, der Don!«

Die beiden beugen sich vor, um besser sehen zu können. Die Straße fällt allmählich ab, unten liegt eine Ansiedlung, und dahinter zieht sich das silbergraue Band des Stromes hin. Kleine dunkle Waldstücke, monatelang nur noch in Träumen geschaut, grüßen in leibhafter Wirklichkeit vom anderen Ufer. Langsam rollt der Wagen durch das fast menschenleere Dorf, biegt dann auf die Knüppeldammzufahrt ein und holpert endlich über die lockeren Planken der Pontonbrücke.

Deutlich hört man jetzt Maschinengewehrfeuer und vereinzelte stärkere Detonationen. Die Riegelstellung, die das Gebiet von Stalingrad nach Norden abschirmt, verläuft hier nicht allzu fern. Der Fluß ist in der Nähe offen, weiter weg zeigt sich mürbes, stumpfgraues Eis. Weiden und kahles Buschwerk bedecken den flachen Strand.

Der Don! Breuer muß an den Tag denken, als er ihn zum ersten Mal überquerte. Es war in den letzten Tagen des Juli, weit unten im Süden. Heiß brannte die Sonne vom Himmel, dichte Staubwolken lagerten auf den Vormarschstraßen und überzogen Laub und Gras, Fahrzeuge und Menschen mit schmutzigem Gelbgrau. Damals war er noch Kompanieführer in einer motorisierten Infanteriedivision gewesen. In schnellem Vorstoß hatte die Division bei dem Weindorf Zymljanskaja den Übergang über den Fluß erzwungen. Kurze Rast hatte den durchgeschwitzten, staubbedeckten Soldaten Gelegenheit geboten zu einem Bad in dem mächtigen Strom, der friedlich vor ihnen lag wie ein schlafender Riese der Vorwelt. Den »stillen« Don, so nannten ihn die Kosaken. Still und verschwiegen waren die bewaldeten Ufer, still die Weinberge und die ärmlichen Holzhäuschen, die hier und da aus dem satten Grün hervorlugten. Und auch der tote russische Flieger, auf einer glänzenden Sandbank mitten im Strom, der neben den Trümmern seiner Maschine, vom Winde halb verweht, eine wächserne Hand zum Himmel streckte, störte nicht mehr diese Stille. Aber die starke Strömung, gegen die der Schwimmer nicht ankämpfen konnte, ließ die verhaltene Kraft ahnen, die in dem Riesen schlummerte.

Wenige Tage danach waren dann alle Hoffnungen, die man sich auf den Kaukasus und die Palmenhaine an der Schwarzmeerküste gemacht hatte, zerronnen. Die Division wurde nach Nordosten abgedreht, und damals fiel zum ersten Mal jener Name, der für Breuer von Anfang an einen unbehaglichen, unheildrohenden Klang hatte, der Name »Stalingrad«. Es folgte der Geschwindmarsch durch die trostlose Kalmückensteppe, deren feiner Sand durch alle Ritzen und Fugen drang und die Motoren der Kraftfahrzeuge zermahlte, es folgten die verlustreichen und erfolglosen Kämpfe im Süden, bis es nach einem Umgehungsmanöver schließlich gelang, von Westen her in die Stadt einzudringen. Und das war erst der Anfang gewesen! Es begann ein erbittertes Ringen um jedes Haus, jedes Kellerloch, um jede Mauer und jeden Trümmerhaufen, ein Kämpfen Mann gegen Mann, das unge-

heuerliche Opfer forderte und die Divisionen dahinschmelzen ließ wie Aprilschnee an der Sonne. Noch niemals und nirgendwo hatte es so etwas während dieses ganzen Krieges gegeben. Und heute, nach drei Monaten, war dieses Ringen immer noch nicht beendet –

Doch für ihn war das nun vorbei. Mit stiller Freude genoß er den lange entbehrten Anblick der Hügellandschaft mit ihren Waldstücken und Dörfern. Wie ein Alpdruck war es von ihm abgefallen. Der Don lag hinter ihm. Er würde ihn nicht ein drittes Mal überqueren. Wenn die Division, aufgefrischt und ausgeruht, im nächsten Frühjahr wieder zum Einsatz kam, würde der Kampf um Stalingrad entschieden sein.

Im Nordteil des großen Donbogens liegt das Dorf Werchnaja Businowka. Ein flaches Flußtal entlang zieht sich kilometerweit das schmale Band der Holzhäuschen, unterbrochen nur durch kleine Baumgruppen, eine graue Holzkirche und ein mehrstöckiges Ziegelgebäude in städtischem Stil, in dem die deutsche Besatzung ein Lazarett eingerichtet hatte. Der Ort war mit Nachschubeinheiten überbelegt. Hier hatte der Divisionsstab Quartier gemacht.

Sonderführer Fröhlich stolzierte durch die Räume der hölzernen Bauernkate und gab seine Anweisungen. In den vier Wänden eines richtigen Hauses waren alle bürgerlichen Ansprüche an die Zivilisation wieder in ihm wach geworden. Seine Habichtsnase stieß in alle Winkel der kahlen Stube und blieb mit Genugtuung an den blanken Ikonen hängen, in denen sich der Schein zweier Kerzen spiegelte. In wenigen Stunden würde hier elektrisches Licht erstrahlen; das Aggregat wurde schon aufgebaut. Sonst aber fehlte noch viel, um für die Abteilung Ic eine angemessene Unterkunft zu schaffen.

»Hier sind morgen früh Scheiben drin! Und dann einen Tisch und fünf Stühle, verstanden?«

Die blasse Frau, die ihm mit Abstand gefolgt war, nickte. Sie strich dem kleinen Jungen über den Kopf, der an ihrem Rockschoß hing und mit großen Augen den Fremden anstarrte. Sie

wohnten jetzt in dem winzigen Stall, ihre Schlafstatt war unter den Hufen des Pferdes, das man ihnen gelassen hatte.

»Werden sie kommen?« fragte die Frau.

»Wer?« – Wenn der Dolmetscher Fröhlich mit Russen sprach, hatte er eine unangenehme Art, aus halb geschlossenen Lidern über sie hinwegzusehen.

»Die Unsrigen – ich meine die Bolschewiki.« Die Frau war in Sorge, ihr Mann arbeitete für die deutsche Kommandantur.

»Die Roten?« Fröhlich lachte kurz auf. Sein Russisch war hart, wie gehämmert. Er war Balte. »Wo deutsche Soldaten stehen, kommt kein Bolschewik mehr hin, das merken Sie sich!«

So ein dummes Stück! dachte er. Glaubt immer noch an Väterchen Stalin!

Der Gefreite Geibel, ein Bund frisches Stroh unter dem Arm, kam herein und bereitete an der Längswand des Raumes das Nachtlager. Sein Gesicht, rund wie ein Kürbis, glänzte still und zufrieden. Seit Monaten kannte man nur noch Steppe, Erdlöcher und Ruinen. Dieses Dörfchen mit dem unaussprechlichen Namen, das war schon fast wie zu Hause. Selbst Flieger gab es hier nicht, wenn man den Erzählungen der Landser glauben konnte. Er breitete das Stroh aus, legte die Wolldecken darüber und strich sie liebevoll glatt. Er war glücklich.

Im Nebenraum hantierte Unteroffizier Herbert an dem großen Herdofen herum, in dem bereits ein Holzfeuer prasselte. Seine spitzen Finger holten aus einer Wasserschüssel Kartoffeln heraus, schälten und schnitten sie hurtig und ließen die honiggelben Scheiben in eine riesige Eisenpfanne fallen. Der Ic-Schreiber Herbert, hellblond und blauäugig, war die Hausfrau im Stab. Er war eines von jenen zarten Gewächsen, die beim Kommiß nur in der Treibhausluft einer Schreibstube gedeihen.

Als die Kartoffeln schon in der Pfanne brutzelten, fand Lakosch sich als Zuschauer ein. Er war eben mit seinem Wagen eingetroffen, nachdem er den Oberleutnant bei der Abteilung Ia zur Berichterstattung abgesetzt hatte. Seine roten Struwelhaare lohten im flackernden Schein des Herdfeuers wie Flammen.

»Mensch, Herbert, Bratkartoffeln! Drei Monate sind es her,

wo ich die letzten gegessen habe, oder auch schon vier. Glaubst du, daß ich die Pfanne allein aufesse?«

»Als ob deine Verfressenheit nicht allgemein bekannt wäre!« antwortete Herbert trocken und nahm den Topf mit der kochenden Milch vom Feuer. Lakosch benutzte die Gelegenheit, um eine besonders knusprige Kartoffelscheibe in seinem Mund verschwinden zu lassen. Herbert bekam noch etwas von den Grimassen mit, die die Hitze dem Kleinen abnötigte.

»Laß ja die Finger von der Pfanne, du Dreckschwein! Und wasche dir zunächst mal die Pfoten!«

»Sieh mal einer den!« trumpfte Lakosch auf. »Kaum raus aus dem Dreck, da macht er schon auf feinen Mann! Hast noch genug Zeit, kommst morgen noch nicht nach Hause! Übrigens Pfanne – kennst du die Geschichte mit Pfanne? Sagt der Antek zum Franzek...«

»Hör' auf!« rief Herbert und hielt sich die Ohren zu. Lakosch hatte selten Glück mit seinen Witzen, er erzählte sie zu oft. Aber er nahm die Ablehnung nicht übel.

»Herbertchen«, schmeichelte er, »morgen backst du uns einen Pulverkuchen, nicht? Weißt du, so einen feinen gelben. Der Chef hat noch Backpulver, und der Panje muß Mehl rausrücken.«

»Einen Dreck werde ich dir!« sagte Herbert, immerhin geschmeichelt durch die offenkundige Anerkennung seiner Kochkunst. Lakosch trat ganz nahe an ihn heran und blinzelte ihm zu.

»Ich weiß noch was, du! Etwas ganz Großes! Wenn du das hörst, bist du platt. Aber das sage ich dir erst, wenn du den Kuchen backst.«

»Quatsch nicht dumm!« brummte Herbert. »Bring mal hier die Kartoffeln rein – oder nein, nimm den Milchtopf! Die Kartoffeln trage ich selber! –«

Nachdem auch Breuer erschienen war, saß man bei Kerzenschein um die große Kartoffelschüssel herum, schnitt dicke Scheiben vom Kommißbrot herunter, trank Milch und tauschte die Erlebnisse der Fahrt aus.

»Schönen Gruß übrigens von Ihrem Kollegen beim Korps!« wandte sich Breuer an den Sonderführer. »Der wohnt da wie ein Fürst, was, Lakosch? Eigenes Haus, russische Aufwärtlerin und zwei Hilfwillige zur Bedienung. Überhaupt der Stab dort... Ein Kasino, sage ich Ihnen... Sogar Kino gibt es. Wie im tiefsten Frieden!«

»Dann verstehe ich nicht, warum wir eigentlich hergekommen sind«, meinte Fröhlich und polkte mit dem Messer in der Zinntube herum, aus der der Käse schon wieder einmal nicht herauswollte. Breuer zuckte mit den Achseln.

»Drüben sind einige neue Divisionen in der Front aufgetaucht, und da haben es die Rumänen mit der Angst gekriegt. Nun sollen wir hier ein paar Korsettstangen einziehen, zur Beruhigung sozusagen.«

»Was sagt denn der Oberleutnant Unold dazu?«

»Geistige Betreuung!« sagt er. »Machen Sie geistige Betreuung, Tag und Nacht!« Grammophone sollen ran, Spiele, Bücherkisten. Wir hätten lange genug im Dreck gelegen. In drei Tagen will er hier den Rembrandtfilm sehen.«

Der Sonderführer lachte. Ein trockenes, selbstgefälliges Lachen. Also hatte er doch wieder recht gehabt, dieser großspurige »Auftrag« war nichts als ein Zwischenspiel, nach Tagen zu bemessen. So wie ein Reisender etwa während eines kurzen Halts aussteigt, um sich die Beine zu vertreten und schnell noch einen Blick zurückzuwerfen, bevor es davongeht auf Nimmerwiedersehen. Eigentlich machte Fröhlich seinem Namen wenig Ehre. Sein bekannter Optimismus war nicht von jener heiteren Beschwingtheit, die Menschen dieser Art so anziehend macht, sondern stur, verbissen, unerschütterlich wie ein Luftschutzbunker und immer auf Abwehr bedacht.

»Von dem Rembrandtfilm redet Unold ja schon seit Wochen«, fuhr Breuer fort. »Er ist ganz verrückt danach. Ich weiß gar nicht, was ich machen soll. Als Belohnung hat er mir übrigens endlich unsern O3 versprochen.«

Der Abteilung Ic stand ein Ordonnanzoffizier zu. Seit der letzte »O3« bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen war, war die Stelle unbesetzt.